

Nachgefragt



DIE ROLLE DER SCHULSOZIALARBEIT BEI SCHULABSENTISMUS

VON ANNEMARIE BLOHM UND CHRISTIAN SHUKOW

In diesem Artikel hat die Dreizehn Schulsozialarbeiter*innen zum Thema Schuldistanz befragt. Uns interessiert, wie an den unterschiedlichen Orten mit Schuldistanz umgegangen wird und wie die Schulsozialarbeiter*innen vernetzt sind.

Im Gespräch sind:

- › **MANDY DONGMANN,**
arbeitet an der Ganztagschule Albrecht Dürer in Merseburg
- › **NADINE ENGELMANN,**
arbeitet als Schulsozialarbeiterin an einer Ganztagschule der AWO Rudolfstadt
- › **JULIA HEGMANNs,**
sci:moers gGmbH (arbeitet an 6 verschiedenen weiterführenden Schulen)
- › **MARC GROSSNICK,**
arbeitet als Referent der Geschäftsführung der AWO Südwest (u. A. Verantwortungsbereich Schulsozialarbeit)
- › **DANIELA HERMES,**
arbeitet an zwei Schulen in Bad Kreuznach
- › **JESSICA KREYSING,**
arbeitet als Fachberatung für Schulsozialarbeit im DRK Kreisverband Düsseldorf, Kinderschutzfachkraft und als syst. Beraterin
- › **IVONNE LINDEMANN,**
arbeitet an der Schmellwitzer Oberschule in Cottbus
- › **ANNE NADIF,**
arbeitet bei der Landeskooperationsstelle Schule-Jugendhilfe (kobra.net)
- › **MADELEINE OPITZ,**
arbeitet an der Goethe-Schule in Bad Lauchstädt
- › **ANKE VOLLERT,**
arbeitet an der Comeniuschule Halle (Saale)

Dreizehn: Können Sie ganz spezifische Folgen von Corona erkennen? Besonders auch im Blick auf Schulabsentismus?

Mandy Dongmann: Seit der Pandemie haben wir, was wir vorher so nicht hatten, Schüler, die Diagnosen wie Sozialphobie aufweisen. Das heißt, es sind Schüler, die nicht mehr beschulbar, aber im System Schule gefangen sind. Und es gibt keine Lösungen. Von unseren Schüler*innen sind ungefähr fünf pro Klasse in therapeutischer Behandlung seit der Pandemie. Entweder sind sie stationär gewesen oder sie sind in ambulanter Behandlung bei Therapeuten oder Psychologen, weil Panikattacken, Angststörungen einhergingen mit der Isolation in der Pandemie. Sie können dadurch nicht mehr in Gruppen arbeiten. Wir haben aufgrund dessen eine Werkstatt ins Leben rufen müssen, wo Schüler*innen, die stark unter den Folgen der Pandemie leiden, außerhalb vom Unterricht sowohl betreut als auch beschult werden. Die Warteliste dafür ist extrem lang und da müssen wir ganz viele individuelle Entscheidungen treffen.

Nadine Engelmann: Bei uns an der Schule gibt es derzeit einen

Fall, den kann ich ganz klar der Coronazeit zuschreiben. Die Kinder sind eine Zeitlang ja von der Schulpflicht befreit worden und dann gab es diese Übergangsregelung, die in diesem Fall stark ausgenutzt wurde, auch durchs Elternhaus begünstigt. Und wenn dann ein Kind über ein halbes oder Dreivierteljahr so gut wie nie die Schule besucht, dann auch noch in eine neue Schule kommen soll und dann auch noch neue Fächer bekommt wie jetzt in der Sekundarstufe eins, ist das unheimlich schwer: Dann kann es natürlich dazu kommen, dass er die Schule nicht mehr besuchen möchte, weil er denkt, das ist einfach nicht zu schaffen.

Daniela Hermes: Uns ist es nach Corona vermehrt aufgefallen, dass auch Grundschul Kinder nicht in die Schule wollten. Und da ist die Kooperation und Kommunikation mit den Eltern ganz wichtig. Die Kinder gingen während der Lockdowns auch ganz lange nicht in die Kita. Dieses ritualisierte morgens aufstehen, in die Kita gehen hat nicht regelmäßig stattgefunden. Dann schauen wir gemeinsam mit Eltern, mit Lehrern, Schulsozialarbeit, Kinderärztin, eventuell auch Therapeut, wo die Ursache ist. Bei Schulverweigerung in weiterführenden Schulen, arbeiten wir hier im Kreis mit Stellwerk zusammen. Da gibt es ein gegenseitiges Zuarbeiten. – Ich glaube, das ist so eine Art Dreieck zwischen Schule, Schulsozialarbeiter*in und dem Projekt Stellwerk, das sich immer wieder miteinander verbindet. Die trägerübergreifenden Listen von allen Schulsozialarbeiter*innen liegen allen vor. Man kann einfach anrufen und sagen: „Ich brauche einmal einen Tipp.“

Marc Großnick: Pauschal kann ich das nicht sagen. Es gab sehr viele, die sich sehr auf den Präsenzunterricht gefreut haben. Vielleicht weniger aus Gründen des Unterrichts an sich, sondern eher, weil sie wieder in Kontakt mit Gleichaltrigen waren und Freunde treffen konnten. Wobei es natürlich auch andere gab, denen das schwergefallen ist.

Jessica Kreysing: Nach Corona kamen viele Kinder und Jugendliche mit Angststörungen zurück. Das ist besorgniserregend. Auch stelle ich einen höheren Bedarf an Beratungen bei den Schulsozialarbeiter*innen fest, insbesondere wenn die Fälle komplexer und anspruchsvoller werden. Nicht jede*r ist kompetent in allen Bereichen, wie Angststörungen, Essstörungen und Suizidalität. Diese Themen sind sehr kritisch und beeinflussen stark die Psyche. Wir haben bereits bei Grundschulkindern feststellen können, dass viele fehlen und unter Bauchschmerzen leiden. Belastete Eltern wenden sich dann an uns, denn auch sie stehen unter enormem Druck. Dazu kommen die immer stärker besetzten Klassen, auch mit Seiten einsteigern.

Anke Vollert: Bei uns hat sich auf jeden Fall einiges geändert. Die Zusammenarbeit mit und die Probleme der Schüler*innen haben sich verändert. Oft sind es soziale und Verhaltensthe-

men, die uns heute beschäftigen und unsere Aufmerksamkeit stärker fordern als vor 2020. Ich bin an der Lernförderschule und circa 70 % meiner Schülerschaft kommt aus einem sozial und finanziell schwachen Milieu. Und gerade diese Familien hat die Coronapandemie nochmal stärker getroffen, weil sie weder die Strukturen noch die finanziellen Mittel zum Ausgleich hatten. Durch die Schulschließungen haben sich die Schüler z. B. angewöhnt zu arbeiten, wann sie wollten.

Madeleine Opitz: Bei mir war es ein bisschen anders, was auch daran hängen mag, dass wir im ländlichen Raum sind. Schüler*innen, die vereinzelt auf Dörfern leben, haben z. T. komplett den Kontakt zu den anderen verloren. Das hat man in den Klassen gesehen: sich in bestimmten Phasen auszutauschen und zu helfen – das ist zurückgegangen.

Wir haben vor allem viele Schülerinnen gehabt, die psychische Auffälligkeiten gezeigt haben, generell ihr Selbstbild betreffend, auch ihre Essgewohnheiten, während es bei Jungs hauptsächlich der Schlafrhythmus war. Das heißt, wieder früh in der Schule sitzen, vielleicht vorher mit dem Bus noch eine Dreiviertelstunde fahren, das war schwierig. Nach Corona haben sich viele Eltern an die Schulsozialarbeit gewandt, vor allem wegen psychischer Auffälligkeiten, und um Vermittlung zu externer Hilfe, Partnern, Schulpsychologen oder generell Psychologen und Therapieeinrichtungen gebeten. Und zwar in einem Umfang, dass die Einrichtungen zum Teil gar nicht mehr hinterherkamen.

„Nach Corona kamen viele Kinder und Jugendliche mit Angststörungen zurück in die Schule.“

Anne Nadif: Während der vergangenen drei Jahren beobachten wir mit Blick auf das Arbeitsfeld Schulsozialarbeit einen interessanten Wandel. Die Akzeptanz und Wertschätzung, die Schulsozialarbeit gesellschaftlich erfährt, hat enorm zugenommen. Der multiprofessionelle Ansatz an Schulen wird zunehmend von vielen verschiedenen Seiten unterstützt und immer häufiger eingefordert. Zu erleben, dass Schüler*innen, Eltern und Schulleitungen sich gemeinsam gegenüber den politischen Verantwortlichen dafür einsetzen, dass mehr Schulen Schulsozialarbeit erhalten und diese im Land Brandenburg vermehrt auch an Grundschulen sowie Gymnasien gefördert wird, unterstreicht diesen Wandlungsprozess. In vielen Kommunen wurden beispielsweise politische Beschlüs-

se erzielt, um Schulsozialarbeit aus kommunalen Mitteln zu finanzieren.

Julia Hegmanns: Prinzipiell lässt sich festhalten, dass die Themen sich etwas verschoben haben. Vorher war es eher Leistungsdruck und Erwartungshaltung aus dem Elternhaus, die dann häufiger zu Schulabsentismus geführt haben. Wenn eine*r in der Peergroup anfangt mit Schulschwänzen, dann hat das gerne alle mitgezogen. Mittlerweile durch Corona sind es häufig psychische Erkrankungen bei Schülerinnen und Schülern. Also teilweise schwerste Depressionen, teilweise soziale Isolation, Sozialphobie, soziale Ängste, Leistungsdruck nach wie vor. Aber diese psychische Komponente nimmt massiv zu.

„Das System Schule hat die Schulsozialarbeit als wichtige pädagogische Ressource erkannt und fragt diese auch kontinuierlich nach.“

Ivonne Lindemann: Aus meiner Wahrnehmung stellt sich das für jede*n Kolleg*in etwas unterschiedlich dar. In unserem Team und an den Standorten ist gerade durch pandemiebedingte Einschränkungen vieles in Bewegung gekommen, ganz besonders im Bereich der Digitalisierung. Gerade in der Zeit der Schulschließungen, musste jede*r von uns irgendwie eine Nische finden, um mit jungen Menschen in Kontakt zu bleiben. Wir haben andere Kommunikationswege gefunden und ausprobiert, uns stärker mit Kolleg*innen aus anderen Arbeitsfeldern der Jugendhilfe vernetzt, Erfahrungen ausgetauscht und über eigene Angebote für junge Menschen informiert, die so rasch weitergetragen werden konnten. Des Weiteren haben wir uns gegenseitig gefragt, welche jungen Menschen bei wem ankommen und wo es welche Unterstützungsangebote braucht. Insgesamt konnten wir in der direkten Arbeit gute Netzwerkkontakte knüpfen, die wir auch jetzt noch nutzen und pflegen.

Dreizehn: Wie sieht ganz konkret die Kooperation mit den Lehrer*innen und anderen Netzwerken aus? Gibt es z. B. feste Bezugs- oder Vertrauenslehrer*innen, mit denen Sie in Kontakt sind?

Daniela Hermes: Die Lehrerinnen oder Lehrer kommen zu mir. Meistens in den Fällen, wenn es unentschuldigte Fehltage gibt. Ich stelle oft die Frage, wie oft war er oder sie in letzter Zeit da? War er/sie öfter krank, gab es viele Fehltage?

Und schauen auf das ganze Bild zusammen. Wir sind sehr gut vernetzt. Die Lehrer und Betreuer kommen auch bei kleinen Fragen zu Kindern zu mir. In der größeren Schule sind es auch Lehrer, die weniger oder gar nicht mit mir zu tun haben.

Marc Großnick: Ich denke, schulformübergreifend kann man schon sagen, das System Schule hat die Schulsozialarbeit als wichtige zusätzliche pädagogische Ressource erkannt und fragt diese auch kontinuierlich nach. Je nach Schulform variieren dann die Themen, aber, ich glaube, nicht in der Häufigkeit und in der Intensität der Nachfragen.

*„Wir haben hier knapp 30 Lehrer*innen. Und ich sage mal, zu 25 davon besteht ein sehr, sehr enger Kontakt.“*

Jessica Kreysing: Es gibt Situationen, in denen manche Lehrer*innen Bedenken haben, dass Schulsozialarbeiter*innen z. B. im Unterricht hospitieren. Es gibt Situationen, in denen es sinnvoll ist, dass die Schulsozialarbeiter*innen den Unterricht begleiten, um ein besseres Verständnis für das Geschehen in den Klassen zu bekommen. In der Regel ist die Zusammenarbeit aber durchaus kooperativ. Wir pflegen enge Beziehungen zum Jugendamt und arbeiten mit Beratungsstellen zusammen. Diese partnerschaftliche Zusammenarbeit halten wir für äußerst effektiv, und unsere Partner*innen teilen diese Einschätzung. Wir sind der Ansicht, dass Schulsozialarbeiter*innen nicht immer alle erforderlichen Kompetenzen abdecken. Stattdessen benötigen wir Expert*innen in verschiedenen Fachbereichen. Leider ist es aufgrund der zunehmenden Problematik, Therapieplätze für Kinder und Jugendliche zu finden, schwieriger geworden, diesen Bedarf zu decken. In Düsseldorf ist es derzeit äußerst schwierig, kurzfristig Hilfe zu finden.

Madeleine Opitz: Ich hatte das Glück, dass der Blickwinkel, den man als Schulsozialarbeiter hat, von den Lehrern übernommen wurde. Sprich, sich selbst mal in die andere Rolle hineinzuversetzen, wenn man über einzelne Schüler spricht. Wir haben bei uns in der Schule sogenannte Jahrgangsteams, das heißt, eine bestimmte Anzahl von Lehrer*innen ist in einem Klassenstufenteam, die ihre Schüler*innen kennen und wo man auch dem Team bestimmte Unterstützungsmöglichkeiten geben kann. Bei den neu hinzugekommenen Fünftklässler*innen ist man am Anfang intensiv mit dabei, weil das über Beobachtung gegangen wird. Wie kann man eine Klasse ausgeglichen zusammenstellen? Dass man alle berücksichtigt. Ist eine Leistungsspitze drin, schwächere Schüler, sozial an-

gepasste Schüler, die andere einfach auch mitziehen können? Da nehmen Lehrer*innen und generell Schule Hinweise gerne entgegen. Vereinzelt Lehrer brauchen auch ein bisschen länger, um zu einer Beratung zu kommen. Ich habe zum Beispiel während der Coronapandemie gemerkt, dass Lehrer auf mich zugekommen sind, die über ihre Ängste gesprochen haben, in der Art: „Ich bin es losgeworden und jetzt geht es mir schon besser.“ Grundsätzlich habe ich das Gefühl, dass Schule das will, mit Schulsozialarbeit jemanden Externes zu haben. Wir haben bei uns keine Vertrauenslehrer*innen in dem Sinne. Ich möchte aber behaupten, dass die Klassenlehrer*innen bei uns wahnsinnig viel über ihre Schüler wissen und auch über die Eltern, wenn sie aber nicht weiterkommen, sich dann die Hilfe z. B. bei mir holen oder bei einem Kollegen, der noch einen anderen Bezug hat. Insofern findet schon der Austausch statt. Wenn die Eltern mit einem Lehrer nicht klarkommen, dann geht der Weg meistens über mich als Schulsozialarbeiterin.

Anke Vollert: Im Wesentlichen kann ich das so bestätigen. Wir haben jetzt noch mal die Besonderheit, dass wir zum Schuljahresbeginn mit einer kleineren Schule fusioniert sind und auch eine neue Schulleitung haben. Also bei uns war teamtechnisch an der Schule in diesem Schuljahr ganz viel durcheinander, was sich jetzt erst mal sortieren muss. Aber grundsätzlich würde ich auch sagen, dass es eher umgekehrt ist, dass wir nicht zu einzelnen Kontakt haben, sondern im Wesentlichen zum gesamten Lehrerkollegium, weil die Lehrer*innen die ersten Ansprechpartner für die Schüler bleiben und einfach viel mehr Kontakt haben, was wir niemals leisten können. Und das ist auch gut so! Wir haben hier knapp 30 Lehrer*innen. Und ich sage mal, zu 25 davon besteht ein sehr, sehr enger Kontakt inklusive Schulleitung.

Nadine Engelmann: Bei uns im Landkreis Saalfeld verteilt sich Schulsozialarbeit über verschiedene Träger. Es gibt hier AWO, Diakonie und das staatliche Berufsbildungszentrum Saalfeld. Landkreisübergreifend gibt es eine Koordinatorin, die direkt beim Landratsamt angestellt ist, mit der wir regelmäßige Beratungen einberufen. Außerhalb der Schule haben wir uns innerhalb von Rudolfstadt zu einem Netzwerk Schulsozialarbeit zusammengeschlossen. Das ist eines der wichtigsten Netzwerke für mich. Und das zweite ist das Netzwerk Jugendarbeit von Rudolfstadt. Dort treffen regelmäßig alle Jugendhäuser, mobile Jugendarbeit und sonst alle, die mit Kindern und Jugendlichen innerhalb von Rudolfstadt arbeiten, zusammen. Da gehört inzwischen die Schulsozialarbeit rein, was sehr gewinnbringend ist.

Mandy Dongmann: Einmal im Jahr gibt es von der AWO, also von unserem Träger aus Kooperationsgespräche. Die finden zwischen uns, der Schulleitung und der AWO statt, wo darüber gesprochen wird, welche Ziele wir uns für das neue Schuljahr setzen.

„Ich bekomme nächstes Schuljahr einen Schüler von einer anderen Schule, der ein Jahr lang nicht in der Schule war.“

Dann findet bei mir an der Schule einmal in der Woche ein Gespräch mit dem Schulleiter statt, in dem die Woche reflektiert wird. Was gab es für Herausforderungen und was muss der Schulleiter jetzt an die Lehrer weitergeben?

Julia Hegmanns: Meistens kommuniziere ich per E-Mail mit den Lehrerinnen und Lehrern, meistens mit Klassenleitung und dem Beratungslehrer etc., über das, was der Beratungslehrer vorher mit dem Jugendlichen oder mit der Jugendlichen besprochen hat. Bei einer Schule bin ich über den Messengerdienst Signal verknüpft, sodass wir da auch kurzfristig Sachen besprechen können, wenn Situationen auftreten, z. B. Beratungsbedarf außerhalb meiner Sprechzeit, weil eine Situation vorgefallen ist.

Dreizehn: Wenn ein Schüler, eine Schülerin der Schule fernbleibt, wie arbeiten Sie dann zusammen? Wie gehen Sie mit Schulabsentismus um?

Ivonne Lindemann: Da arbeiten wir fallbezogen. In der Regel kommt die Lehrkraft auf uns zu und erzählt: „Mensch, der*die Schüler*in war jetzt schon lange nicht da.“ Mit Blick auf den schulischen Kontext müssen die Lehrkräfte hier zunächst die ersten Schritte einleiten. Wir Schulsozialarbeiter*innen kommen optional ins Spiel, wenn wir von einer Seite darum gebeten werden. Wir unterstützen die Schule dabei, die gesetzliche Lage zu erklären, und machen Vorschläge für mögliche Unterstützungsangebote, um die jungen Menschen und ihre Familien ein bisschen in Bewegung zu bringen. Manchmal reicht das schon aus. Aber es gibt auch Familien, die sind wirklich sehr, sehr schwer zu erreichen. Die gehen auch nicht mehr ans Telefon, weil sie unsere Nummer schon gesperrt haben.

Das schulische Verfahren bietet aber auch hier Ansatzmöglichkeiten. So kann der oder die zuständige Sachbearbeiter*in vom Jugendamt mit den Eltern an einen Tisch geholt werden und Unterstützungsmaßnahmen im Rahmen der Hilfe zur Erziehung angeboten werden.

Wir haben gerade so einen Fall, eine 14-jährige Person. Wir sehen sie regelmäßig im Stadtgebiet, aber seit fast zwei Jahren findet sie von alleine den Weg nicht mehr hierher. Das Elternhaus macht dicht. Wir bleiben trotzdem am Ball und versuchen immer wieder in Kontakt zu treten. Wir bemühen uns, passende Alternativen für sie zu finden, z. B. in speziellen Lerngruppen. Wir können und wollen den jungen Menschen nicht einfach allein dastehen lassen, aber finden aktuell kein passendes Angebot. Das fühlt sich nicht gut an.

Anne Nadif: In unseren Standortberatungen hören wir immer wieder, dass trotz gemeinsamer Fallarbeit Lehrkräfte und Schulsozialarbeitende eigentlich jeden Tag das Gefühl haben, nicht jedem und allem gerecht werden zu können. Das ist belastend für die Fachkräfte, aber schwerwiegender wird es noch, wenn man danach fragt, was das für die Kinder und Jugendlichen heißt. Dennoch ist Schulsozialarbeit ein unverzichtbarer Player im Gesamtsystem. Wenn es komplex wird und schulische Akteure sich fragen, welche Handlungsoptionen gegenüber einem jungen Menschen oder einer Gruppe noch bestehen, stellt der Einbezug der sozialpädagogischen Perspektive für viele Lehrkräfte eine große Unterstützung dar. Beispielsweise wurden an einigen Schulstandorten aus der Not heraus multiprofessionelle Krisenteams entwickelt. In diesen Krisenteams kommen in akuten Fällen Schulleitung, Lehrkräfte, Schulsozialarbeiter*in, ASD und je nachdem, welcher Akteur noch wichtig ist, zusammen und entwickeln gemeinsam Handlungsansätze für das Kind und die Familie.

*„In der Regel kommt die Lehrkraft auf uns zu und erzählt: ‚Mensch, der*die Schüler*in war jetzt schon lange nicht da.‘“*

Madeleine Opitz: Das Thema kann man nicht vereinheitlichen, aber es gibt einheitliche Abläufe bei bestimmten Problematiken, z. B. bei Fehlzeiten. Da gibt es einen Ablauf, den auch die Schulen haben. Das ist ein Erlass, der das alles regelt bei den betreffenden Kindern. Was ist der Grund, warum derjenige in der Schule vielleicht da ist, aber nichts macht oder einfach auch aktiv gar nicht mehr zur Schule kommt? Da versuche ich individuelle Lösungsmöglichkeiten zu finden. Ich bekomme nächstes Schuljahr einen Schüler von einer anderen Schule, der ein Jahr lang nicht in der Schule war. Das Ziel bei demjenigen ist nicht, dass er Zensuren bekommt, sondern das Ziel ist, dass er in Schule kommt. Und das fängt schon an mit Aufstehen, zum Bus gehen, in den Bus steigen und an der Schule aussteigen. Da sind wir jetzt schon im Vorfeld mit ihm einmal den Weg durchgegangen. Hier ist auch die Familienhilfe involviert, weil der Weg sehr weit ist. Er wird vorerst auf dem Weg begleitet und ich nehme ihn dann an der Schule früh in Empfang. Wenn alles gut läuft, wird er vielleicht erst mal eine Stunde bleiben. Dann wird nach und nach darauf aufgebaut. Und hier sehe ich die Hürde, das regelmäßige Kommen wieder lernen.

Mit den Lehrern arbeiten wir an Lösungen und Zielen, z. B., wenn es den Schüler stört, wenn der Lehrer sagt: „Ach, bist ja auch mal wieder da.“ Solche Aussagen verstärken beim Schüler die Hemmungen. Da gilt es, auch bei den Lehrer*innen immer wieder um Verständnis zu werben und die kleinen Ziele und vor allem die kleinen Erfolge sichtbar zu machen. Das ist sehr individuell.

Anke Vollert: Dem schließe ich mich an. Denn ein Großteil der Arbeit, die wir im Spektrum Absentismus machen, ist Strukturen zu schaffen. Ein großes Problem ist das Monitoring und die Lehrer dafür zu sensibilisieren, uns dazu zu holen, und zwar frühzeitig. Das Problem ist ja, wenn Schüler dauerhaft fehlen, dann ist es eigentlich zu spät.

Das sind so viele verschiedene Formen von Absentismus und dafür ein Bewusstsein zu schaffen bei den Lehrern, das ist eigentlich fast die größte Aufgabe daran. Und dann geht es in die Einzelfallarbeit. Das, was Madeleine gerade schon beschrieben hat.

Mandy Dongmann: Wir haben auch einen Ablaufplan bei uns an der Schule für Schüler, die fehlen. Und das beginnt bei denen, die mehr als drei Tage entschuldigt fehlen. Da sind die Lehrer angehalten, die Eltern zu kontaktieren und wenn die Lehrer die Eltern nicht erreichen, müssen sie sie schriftlich einladen. Und erfolgt es nicht, kommen die zu mir und dann schalte ich mich ein.

„Bei vielen Problemlagen müssen wir immer Externe mit ins Boot holen.“

Wenn Schüler unentschuldigt fehlen, wird gleich am zweiten Tag versucht, die Eltern anzurufen. Wenn wir sie nicht ans Telefon kriegen, was sehr, sehr häufig passiert, werden sie schriftlich vom Lehrer eingeladen. Erfolgt keine Reaktion der Eltern, dann werde ich hinzugezogen. Funktioniert das auch nicht, ist der Schulleiter dran und lädt die Eltern ein. Wir haben auch Situationen, wo es an das Jugendamt weitergegeben wird, weil die Mitwirkung der Eltern fehlt.

Bei vielen Problemlagen müssen wir immer Externe mit ins Boot holen, weil ich das nicht mehr leisten kann. Also wie gesagt, wir haben so viele Schüler, dass ich mich früh nicht hinstellen und sie in das Schulgebäude begleiten oder mit ihnen im Unterricht sitzen kann. Wir machen auch eine stufenweise Integration, ähnlich wie Madeleine das beschrieben hat.

Fazit:

An Schulen herrscht keine einheitliche Vorgehensweise bezüglich des Schulabsentismus. Dennoch existieren festgelegte Abläufe und Vorschriften. Die Bedeutung einer frühzeitigen Intervention wird von allen Interviewpartner*innen betont, denn oft ist es bereits zu spät, wenn Schülerinnen physisch der Schule fernbleiben. Deshalb ist die Implementierung eines verbindlichen und einheitlichen Monitoringsystems entscheidend, um Anzeichen von Absentismus frühzeitig zu erkennen – manchmal sogar, bevor die Schüler*innen physisch fehlen. In solchen Fällen konzentrieren sich Schulsozialarbeiter*innen darauf, für die Schüler*innen Strukturen zu schaffen und sie auf den Weg zurück zur Schule zu begleiten.

Interviews geführt hat:

CHRISTIAN SHUKOW (AWO)

✉ Christian.Shukow@awo.org

Redaktion:

ANNEMARIE BLOHM (BAG EJSJA)

✉ Blohm@bagejsa.de